

# Handwerksgesellen auf der Walz

von

Rainer S. Elkar

Es geht um Lebensläufe:

Menschen verbinden Orte, Orte verbinden Menschen. Sind es straffe Linien, geknüpftete Netzwerke, sinnfällige Ordnungen, vernünftiger Zweck, äußerer Zwang, innerer Drang, Tradition oder Zufall, die solche Verbindungen bestimmen?

Den Handwerksgesellen – unterwegs auf festen Wegen und durch freies Feld, behaust und unbehaust, frohen Mutes und mühsam gequält, seit dem Mittelalter unterwegs und auch in der Gegenwart wieder – ist all dies beigemessen worden. All dies ist richtig und doch auch wieder nicht, je nach der Wahrnehmung, die sich dem Phänomen in der langen Dauer seiner Geschichte zuwandte.

Gleich verhält es sich mit den Deutungen: Nur in der Fremde könne man Wichtiges lernen, an Orten, die jedermann bekannt seien ob ihrer hohen Kunstfertigkeit, nur unterwegs werde man zur Persönlichkeit geformt; denn – so weiß doch jedermann – Reisen bildet. Und so sei denn die Wanderschaft eine Hohe Schule des Handwerks, urteilte rückschauend ein wandernder Handwerksgeselle, gelernter Maschinenbauer, Arbeitersekretär und schließlich Reichswirtschaftsminister: *Rudolf Wissell*, der aus seiner sehr persönlichen Sicht und mit seiner sehr persönlichen Gestaltungskraft ein immer noch unverzichtbares Standardwerk über „Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit“ verfasste. Vieles darin gilt längst als überholt, mehr aber wird darin immer noch gefunden.

Es gibt Orte der Erinnerung:

Nicht weit weg vom Zusammenfluss der Pegnitz und der Rednitz, am Rande der Fürther Altstadt erhebt sich die Kirche Sankt Michael mit ihrem Spitzturm, so wie er häufig begegnet im Fürther Umland, in Burgfarnbach, Poppenreuth, Seukendorf, Veitsbronn und weit darüber hinaus. Nicht wenige

Gesellen werden solche Türme von Ferne geschaut haben, wissend, dass der nächste Ort im Fränkischen nunmehr nahe ist.

Gleich neben der Kirche steht das stattliche doppelgeschossige Pfarrhaus. Um 1700 ist es fertig geworden, jedenfalls vor 1704, denn seit jenem Jahr wuchs die Erinnerung unter den schweren, heute altersdunklen Spunddecken. Wie alle Amtsbrüder führte auch der Fürther Pfarrer Kopulations-, Tauf-, und Sterbebücher. War's eine Hochzeit, dann bedeutete dies freudige Schritte über den Hof in die Kirche, war's ein Todesfall, dann reichte der schwerere Weg ein wenig weiter zum alten Friedhof, an den heute nichts mehr erinnert; die alten Gräber mit Generationen von Handwerkern sind heute unter einer weiten Asphaltfläche versiegelt.

Damit ein fortwährendes Gedächtnis gewahrt blieb und nicht nur während der Leichenrede für die Trauergemeinde der Lebenslauf eine rechte Würdigung erfuhr, schrieb der Pfarrer mit kleiner, sauberer Handschrift die Lebensläufe aller nieder, der Männer wie der Frauen, der Alten wie der ganz Jungen, die nur wenige Tage atmeten. 13 Bände Lebensläufe sind so entstanden zwischen 1704 und 1805. Sie werden heute am selben Ort der Erinnerung aufbewahrt.

Da steht dann zu lesen:

„Sonntag d. 27 April

Georg Degn, Weber

Nat[us] 1643 am Michaelistag. Pat[er] der Ers[ame] Meister Johann Degn, Weber, Bürger u. geschwornen zu Cadolsburg. Mat[er] Frau Esther. [...] In der Schul hat er lesen, schreiben u. einen guten Grundt seines Christenthums geleet. Hat bey sein. Vatter das Handwerck erlernt, u. nach seiner Loßsprechung sich in die Fremb[de] begeben u. in Brandenburg, Sachsen u. andern Landschafften 5 Jahr lang dem handwerck nachgezogen.



Nachdem er wieder herauskam, ließ er sich nach G[ottes] Willen in einem Christ- u. Ehr[lichen] Ehe Versprechen ein mit J[un]gfr[au] Margaretha, Bauers in Taubenhoff Ehe[licher] Tochter, welches öffenttlichen Hochzeithalten u. priesterlicher Handt zu Cadolzburg volzogen worden – in seinem 26ten [ist gestrichen] – Jahr 1679“

Das kam nur selten vor, dass sich der Pfarrer korrigieren musste: 36 Jahre war *Degn* alt geworden und nicht 26. Sonst aber – und dies bildete bald ein Jahrhundert die Regel – waren alle Angaben sehr sorgfältig und genau; vor allem Pfarrer *Daniel Lochner*, der bis 1725 die Feder führte, brachte eine Fülle von Einzelheiten zu Papier.

Wer meint, dass nur der Pfarrer und einige gebildete Leute in der Stadt Schreiben, Lesen und Rechnen konnten, der täuscht sich gründlich. Im 17. und 18. Jahrhundert beherrschten diese Fähigkeiten die allermeisten Handwerker; der Hinweis darauf erweist sich in den Fürther wie in den vergleichbaren Schwäbisch Haller Totenbüchern fast schon als Routine. Dort am Kocher besuchten viele künftige Handwerker sogar die ersten Klassen des Gymnasiums und wurden so mit den Anfangsgründen des Lateinischen ausgestattet. Darin unterschied sich eine Reichsstadt mittlerer Größe wie Schwäbisch Hall von dem kleineren Fürth und dem nochmals kleineren Cadolzburg, die beide keine Lateinschulen besaßen. Besagte kulturelle Grundfertigkeiten waren wichtig für die spätere handwerkliche Betriebsführung und sie waren nützlich für die Wanderschaft. Einige Berufe verlangten diesbezüglich mehr als andere; besonders deutlich ist dies bei den Buchbindern zu bemerken, die ihre Anwesenheit mit selbst gewählten, zum Teil sogar lateinischen Sinnsprüchen in den Herbergsbüchern dokumentierten. Angehörige anderer Gewerke wirken in ihrer Schrift ein wenig ungenau, doch drei Kreuze von der Hand eines wandernden Gesellen in einer Liste sind allem Anschein nach nirgendwo zu bemerken.

Besonders Wagemutige setzten sich in der Fremde besonderen Herausforderungen wie auch Gefahren aus: „Die Deutschen“, so heißt es 1793 in einem Ratgeber für junge Reisen-

de, „lernen gemeiniglich in Straßburg etwas französisch reden, und der dortige Aufenthalt wäre ihnen allerdings anzurathen, wenn sie nur nicht, wie es gemeiniglich geschieht, durch Verführung in schändliche Krankheiten gestürzt und durch guten Verdienst zu sehr an Verschwendung gewöhnt würden.“ Doch ob die „Franzosenkrankheit“, d.h. die Syphilis, in Straßburg wirklich stärker drohte als in Deutschland, sei dahingestellt, vielleicht entsprach dies eher einem geläufigen Vorurteil, das schon die Krankheitsbezeichnung selbst beeinflusst hatte.

Möglicherweise entschieden die Bildungsvoraussetzungen durchaus darüber, ob ein junger Mensch überhaupt Handwerker wurde und wie weit er sich in die Fremde vorwagen konnte. Zwar gibt es diesbezüglich allem Anschein nach keine klaren Vorbedingungen beim Abschluss eines Lehrvertrages, doch fällt es schon auf, dass durchwegs jene Grundfertigkeiten in den Lebensläufen der Handwerker erscheinen.

Eine weite Wanderschaft schmückte die Biographie eines Handwerkers; dieser Eindruck spiegelt sich deutlich in der Vielzahl von Lebensläufen wider, die der Pfarrer zu Papier brachte. Ein Beispiel mag das zeigen:

*Gregor Rieder*, ein gebürtiger Österreicher aus Waidhofen an der Thaya, war erst in das kaiserliche Wien gezogen, um dann weit auszuholen. Er wanderte bis ins Elsaß, von dort in die Schweiz und nach Italien, dann hoch in den Norden nach Mecklenburg, nach Sachsen und nach Schlesien. Schließlich versuchte er sich im Bereich der Reichsstadt Nürnberg niederzulassen, das gelang ihm außerhalb der Stadtmauern in Sankt Leonhard. Damit teilte er das Schicksal so mancher: Das Bürgerrecht in der Stadt selbst war schwer zu bekommen für einen fremden Handwerker, der mit keinem großen Startkapital, noch nicht einmal mit einer besonderen Kunst aufwarten konnte. So hatte er keine Chance, sich innerhalb der Mauern einzurichten. Wie so viele andere wandte er sich in die Vorstadt und heiratete 1660 im neu aufgebauten Kirchlein Sankt Leonhard die Tochter eines Hammer Schmieds. Acht Kinder kamen in dieser seiner ersten Ehe, sieben in einer zweiten auf die



Welt; diese zweite Ehe schloss er dann schon 1677 in Sankt Michael in Fürth, wo er schließlich auch offiziell „die evangelische Lehre“ angenommen hatte. 29 Wochen Krankenlager standen am Ende seiner Tage; er starb 76jährig an, wie es heißt, hohem Alter und Unterernährung. Am 18. August 1705 wurde er in Fürth beigesetzt. Die Rührigkeit seiner jungen Jahre hatte ihn nicht in die Lage versetzt, seine Neugier, seine Weltläufigkeit, möglicherweise auch seine vielfältigen Erfahrungen in wirtschaftlichen Erfolg umzusetzen. So erging es nicht wenigen. Dass die Auslandserfahrungen sich – wie man heute sagen würde – „kapitalisierten“, dafür gibt es allenfalls Einzelbeispiele.

Dass auch den „Sitzenbleibern“ ein gewisses Maß an Erfolg beschieden war, dass ihnen die unterlassene Wanderschaft nicht ihr Leben lang als Manko angerechnet wurde, zeigt ein anderes Beispiel: Meister *Johann Börner*, ein Schleifer, wurde am 31. Juni 1655 in Rückersdorf, einem Dorf bei Lauf an der Pegnitz, als Sohn des Bauern *Leonhard Börner* geboren, doch der Vater starb, da war das Knäblein erst einen Monat alt. Ein Stiefvater brachte ihn in Mühlhof in Lehre. Hier lernte *Börner* aus und blieb insgesamt neun Jahre bei seinem Meister, ehe er 1679 „auf dem Hammer“ bei Fürth eine Meisterwitwe heiratete. Weit herumgekommen war er also nicht, was aber seinem Ansehen wohl keinen Abbruch tat, wurde er doch viermal zum Geschworenen berufen.

Die Weberei in Cadolzburg, um nochmals auf den Meister *Degn* zurückzukommen, war eher dem Landhandwerk zuzurechnen. Der Hinweis darauf, dass Cadolzburg einstmals, das heißt bis etwa 1541, noch eine gewisse Residenzfunktion besaß, ist zwar richtig, doch vom Doppelschlag der Vernichtung 1631 und 1639, also nur wenige Jahre vor der Geburt des *Georg Degn*, hatte sich der einst bedeutende Ort nie mehr erholt, war fast bis zu einem Dorf herabgesunken. Und doch war es kein Dorf: Die mächtige Zollernburg, eindrucksvoller als alles, was in Fürth jemals stand, die Pfarrkirche mit ihren Epitaphien, die Weite des Marktplatzes, Relikte von Amtsgebäuden, all das gab es so nirgends in

der nächsten Nachbarschaft und prägte einen jungen Menschen sicherlich anders als das Dorfbild von Wachendorf, Egersdorf oder Gonnersdorf, die nicht einmal eine Kirche besaßen und für die Cadolzburg zweifellos schon einen zentralen Ort darstellte.

Der Aufbruch aus einem Dorf war etwas anderes als der Aufbruch aus einer Stadt. Von einem Dorf aus begab sich wohl keiner sofort hinaus in die weite Welt, der gewann schon neue Horizonte, wenn er in die nächste größere Stadt kam, eine Stelle fand und eine Zeitlang arbeiten konnte. Würzburg, Bamberg, vor allem aber natürlich Nürnberg, selbst in seinem Niedergang gegen Ende des 18. Jahrhunderts, waren da schon ein Stück von der großen, weiten Welt.

Wenn der Pfarrer von den Hinterbliebenen erfuhr, was denn von der Walz des Vaters berichtenswert war, so war es entweder die Weite oder die Vielzahl bzw. der Ruhm der Orte, die da zu nennen waren. Von „vornehme[n] Orte[n]“ wie Augsburg und Frankfurt am Main, von „schöne[n] Städte[n]“ wie Regensburg und Nürnberg war da die Rede, natürlich auch von den weit entfernten, den „Seestädte[n]“ im Norden zum Beispiel. Von einem Sattler heißt es, er habe „auch am Rhein, Main und in an anderen Flüßlein gelegenen Ortschaften“ gearbeitet – gewiss eine bemerkenswerte Aussage für einen Pfarrer, dessen Kirche unweit des mächtigen Stromes der Regnitz liegt. Stadt – Land – Fluss: Dies waren die Orientierungsmerkmale der Karten in den Köpfen der Handwerker wie der Seel-sorger, in Fürth nicht anders als in Hall.

Eine große Wanderschaft heischte Respekt. Wo sie sich nicht so weit zog, wo sie sich nur – wie es im Fränkischen heißt – auf „die nächste Stauden“ richtet, da wird die Vielzahl der Orte wacker aufgezählt: Nachdem er in Poppenreuth gelernt hatte, heißt es vom Schneider *Gugel*, war er „ein Jahr in Gründlach, vier Jahre in Buch, ein Jahr in Weyd, 1/2 Jahr im Bleyweißgarten und 1/2 Jahr in Lohe“. 1665 kam er in Siegeldorf als Bauernsohn zur Welt. All jene Orte liegen rund um Fürth und Nürnberg, keiner ist weiter als ein Tagesmarsch vom vorherigen entfernt; die Ziele waren also nahe, aber denn doch einiger-



maßen zahlreich – keineswegs untypisch für einen Handwerker vom Lande. So aber richtete sich in der Vielzahl der Nennungen die kleine Welt doch ein wenig an der großen aus.

Wie aber fügte sich Franken ein in die Ströme der Wandernden und wohin zogen die Franken selbst?

Eine solche Frage lässt sich nur schwer und schon gar nicht vollständig beantworten, zeigten doch die Berufe höchst unterschiedliche Verpflichtung oder Neigung zur Wanderschaft. Zugleich waren die Gewerke in den Orten und Regionen sehr unterschiedlich vertreten, sodass die Aufnahmemöglichkeiten für Fremde, aber auch das Potenzial, eigene Gesellen in die Fremde zu senden, sehr ungleich bemessen war. Wirtschaftliche, soziale, politische, rechtliche Einflüsse wirkten auf die Walz ein oder mit anderen Worten: Der Arbeitsmarkt, alte Kontakte und häufige Konflikte unter den Handwerkern, religiöse Vertrautheit oder konfessionelle Ablehnung, Kriege, Seuchen, Not oder Überfluss, Gebote und Verbote und so manch anderes mehr beflügelten oder hemmten die Scharen der jungen Handwerker, selbstverständlich nicht zuletzt die Straßen- und Wegenetze, ja selbst die Verkehrsmittel, bewegten sich doch nicht wenige zu Schiff, mit einer Kutsche und schließlich sogar mit der Eisenbahn durch die Lande, keineswegs alle Entfernungen wurden zu Fuß überwunden.

Grundsätzlich ist zu bemerken, dass die spezialisierten und dem Luxusgewerbe näherstehenden Branchen die weiteren Wege suchten – wie z.B. die Zinngießer oder Goldschmiede. Man mag das als einen Hinweis auf die geringere Berufsdichte deuten. Wo weniger Meister am Werk waren, da kamen auch weniger Gesellen unter. Schon die Lehrlinge wurden zuweilen sehr weit von ihrer Heimat entfernt in die Ausbildung gegeben. Man kann dies aber auch als Hinweis auf eine stärkere Neugier deuten, in der Ferne Unbekanntes zu entdecken – unmittelbar belegbar ist insbesondere das Letztere kaum. Die Müller hingegen waren keineswegs so wanderlustig, wie es das Lied meint. Auch die Metzger blieben eher ein bodenständiges Gewerbe, zumal wenn die Metzgerei mit einer Gast-

wirtschaft verbunden war, die schon dem Vater des Gesellen gehörte.

Zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert kamen rund 30.000 Gesellen nach Nürnberg, so viele jedenfalls zeichnen sich schätzungsweise in den Handwerkerlisten ab, die in der Noris archiviert sind. Möglicherweise jedoch waren es sehr viel mehr. Wo kamen sie her? Sie kamen – dies mag fränkisches Eigenbewusstsein beflügeln – zumeist nicht aus Bayern. Bei den Schuhmachern des Nürnberger Landgebietes stammten weit über die Hälfte aus dem heutigen Mittelfranken, die Oberpfalz und Oberfranken folgten an Bedeutung. Dies zeigt zweierlei: Erstens – das Landhandwerk reiste nicht so weit wie das städtische Gewerbe, zweitens – die Konfessionsfrage spielte offenkundig keine ausschlaggebende Rolle. Bei den 3.053 Schreibern, die zwischen 1751 und 1793 nach Nürnberg kamen, zeichnet sich jener Mittelbereich der Herkunft, der sich mit den Ausmessungen des Fränkischen Kreises umschreiben lässt, ebenfalls in besonderer Weise ab: Knappe 12 Prozent aller Gesellen wanderten aus dem Fränkischen zu, doch rund 8 Prozent aus der Mark Brandenburg, gut 7 Prozent aus Sachsen, knappe 7 Prozent aus Hessen, 5 Prozent aus Thüringen und etwas mehr als 4 Prozent aus Schlesien, noch nicht einmal 2 Prozent wagten sich aus Bayern nach Nürnberg, ihre Anzahl lag sogar unter jener der Schweizer.

Jedes Handwerk entwickelte unter solchen Rekrutierungsgesichtspunkten ein eigenes geografisches Migrationsprofil. Die Zentralität von Orten wird auf diese Weise sehr deutlich – und Nürnberg gehörte über die Jahrhunderte hinweg zu den weit überregional bedeutenden Städten, auch als die Stadt selbst schon an wirtschaftlicher Kraft verlor.

Besonders beeindruckend sind die Einblicke in die Mobilität der Kürschner während des 18. Jahrhunderts, und zwar deswegen, weil die Zufälle der Quellenüberlieferung es so fügen, dass zwei zentrale Orte – Nürnberg und Leipzig – sich miteinander vergleichen lassen: Betrachtet man das Geschehen aus fränkischer Perspektive, so sieht man die Gesellen wie auf einer Brücke mit mehreren Bögen dahinziehen. Das eine Widerlager



lag in Breslau, das andere in Frankfurt am Main. Dazwischen spannten sich Bögen nach Sachsen, Thüringen und Franken. In Nürnberg kamen die Menschen aus östlicher Richtung an, Thüringer und noch mehr Sachsen, darunter vor allem die Leipziger, am zahlreichsten aber waren die Schlesier, allen voran die Breslauer, deren Quote sogar die Leipziger übertraf. In Leipzig hingegen gab es nicht allzu viele Franken. Die Kürschnerei war in Leipzig selbst so bedeutend, dass dort die sächsischen Gesellen mit weitem Abstand überwogen: 1146 gaben einen Heimatort an, der entweder im Kurfürstentum oder im Herzogtum lag, darunter allein 620 Leipziger. Die Thüringer und Schlesier rangierten mit jeweils 171 gleich auf, gefolgt von 109 Gesellen, die aus dem heutigen Sachsen-Anhalt stammten und die weitgehend den altsächsischen Landen zugerechnet werden können, während nur 21 Franken und 10 Böhmen den Weg nach Leipzig suchten.

So ist die Kürschnerei ein deutliches Beispiel für sehr unterschiedliche regionale und professionelle Mobilitätsformen, die sich nicht zuletzt in Nürnberg gut aufzeigen lassen. Leider galt aber bislang das Interesse der Forschung immer den großen Städten, welche Bedeutung hatten aber die kleineren Gemeinwesen? Das lenkt das Augenmerk wieder auf Fürth.

Die Lebensläufe waren ein Gutstück Memorialkultur – ein Gedenken keineswegs nur für die Großen, sondern für viele Menschen mit einem Schicksal, das früher kein Historiker einer besonderen Wertschätzung befunden hätte; erst seitdem die Kleinen Leute ins Blickfeld rückten, ist dies gründlich anders geworden.

Doch war Fürth, so lässt sich auch fragen, ein Ort, an den man sich stolz erinnerte, den man den Kindern und Enkeln mitteilte, damit sie ihn später, wenn denn der Zeitpunkt da war, dem Pfarrer für die Leichenpredigt und den Lebenslauf mitteilten? Es sind nicht wenige, die aus der Fremde kommend sich im Sprengel des Fürther Pfarrers niederließen. Da war gelegentlich auch einer drunter, der sogar den umgekehrten Weg ging, aus der großen Stadt ins Dorf: *Johann Reubel*, ein

Schuster, gehörte zu ihnen. *Reubel* kam 1647 im elsässischen Straßburg als Sohn eines „vornehmen Bürgers, Gastgebers und Gärtners“ zur Welt. Während seiner Wanderschaft wurde er sowohl von den Kaiserlichen als auch von den Franzosen zum Kriegsdienst gezwungen, ein nicht seltenes Schicksal für manchen Wandergesellen während des Dreißigjährigen Krieges, aber auch in den wirren Zeitläuften danach, in die *Reubel* geriet. „Auf diese Weise“, so heißt es, „hat er 12 Jahre in der Fremde zugebracht.“ Als er wieder daheim war, lebte sein Vater nicht mehr, er heiratete, was abermals betont wird, „eines vornehmen Straßburger Bürgers“ Tochter, beide bekamen acht Kinder. Ein tiefer Einschnitt sollte kommen: „Als der Franzos Straßburg hat bekommen“ – dies war 1681 – „ist er allhier in das Nürnbergische gezogen.“ Hier ging er eine zweite Ehe ein und richtete sich schließlich in Stadeln, einem Dorf knapp eine Wegstunde von Fürth entfernt, in irgendeinem der meist eingeschossigen niedrigen Sandsteinhäuser ein, von denen eines noch aus der Zeit um 1700 steht. Ob er hier in seinen eigenen Wänden starb, wird nicht berichtet, ist keineswegs gewiss.

Doch zurück zu der Frage: War Fürth selbst ein angesehener Ort, den ein Handwerksgehilfe stolz nennen konnte? Zu jenen „vornehmen“ Städten wie Augsburg, Frankfurt, Dresden, die in den Lebensläufen von St. Michael ausdrücklich so bezeichnet werden, zählt Fürth ohne Zweifel nicht. Anders als Straßburg, Nürnberg, Wien, Hamburg wurde dieser Ort nur selten erwähnt. Sicherlich war er in der Fremde nicht so bekannt wie die benachbarte Reichsstadt, war doch Fürth selbst noch nicht einmal Stadt, wurde dies erst 1818 in bayerischen Zeiten. So blieb Fürth bei Angaben in der Fremde sicherlich häufig versteckt durch einen Hinweis auf Franken oder vielleicht gar durch eine Nennung von Nürnberg, das zu den festen Orientierungspunkten Abertausender von Gesellen gehörte, die irgendwann einmal auch dort waren oder dorthin wollten.

Die Nennung von Fürth ist selten. Auffälligerweise finden sich einige Fürther just in Leipzig unter 2202 durchreisenden Gürtler-



gesellen, die zwischen 1829 und 1857 dort registriert wurden. Das Häuflein der durchziehenden Franken war denkbar klein, lediglich 122 insgesamt kamen aus Ansbach, Bamberg, Bayreuth, Nürnberg und eben Fürth. Zwischen 1829 und 1839 suchten 30 davon um Arbeit nach, lediglich 8 Fürther und 1 Nürnberger fanden schließlich eine Anstellung. Ist dies erwähnenswert?

Die Gürtler gehörten zu einem Handwerk mit langer Tradition, es hatte nichts mit der Lederbranche zu tun, sondern verfertigte Schließen und allerlei Zierrat sowie Luxusgegenstände hauptsächlich aus Legierungen wie Bronze und Messing. Ende des 18. und weit hinein in das 19. Jahrhundert zeigte die Vielfalt der Metallverarbeitung ein hohes Maß an technischer Innovation, gehörte wie die Spengler zu jenen Berufen, die ein Stück weit die Moderne voranbrachten. Angesichts dieser Umstände fällt die höhere Anzahl der Fürther im Vergleich zu dem einzigen Nürnberger denn doch auf und lässt auf Weiteres schließen.

Der schon einmal zitierte „Rathgeber für junge Reisende“, in der Schweiz von einem Ulmer Bürger verfasst und sowohl in Bern als auch in Leipzig verlegt, zeichnet ein äußerst bemerkenswertes Bild von Fürth gegen Ende des 18. Jahrhunderts: „Hier wimmelt alles von Arbeitern und Manufakturisten“, schreibt er, „weil volle Freyheit jedem Fremdling, der sich da setzen will, gilt. Alle Abgaben, die der Professionist zu geben hat, bestehen in 36 bis 45 Kreuzern für das ganze Jahr; besitzt derselbe ein eigenes Haus, so zahlt er nicht mehr als 3 Gulden, ungeachtet die Häuser oft 6 bis 12 tausend Gulden werth sind. Dieses sind alle Abgaben, die ein Mann der Obrigkeit giebt, er mag hundert Gulden oder hundert tausend Gulden im Vermögen haben; er kann Handel und Gewerbe treiben so viel und was er will; und wenn er für viele tausend Gulden Waaren verschleißt, so darf er keinen Heller Eingang- und Ausgangs-Geld dafür zahlen. Kurz, Fürth ist ein merkwürdiger Ort, wo volle Menschenfreyheit herrschet. Daher sind auch die Fürther- oder Nürnbergerwaaren so wohlfeil und können in alle Länder der Welt abgesetzt werden, weil keine Accise-Einnehmer, keine

hungrigen Inspektoren das Fett oben abschöpfen; – und keine willkürliche Steuerordnung den Menschenfleiß taxirt und durch Auflagen einzäunt. Wirklich leben in Fürth 120 Tischlermeister, 90 Drechsler, 48 Goldschläger, 61 Strumpfwirker, 36 Uhrenmacher, 20 Goldarbeiter und Juwelierer, 32 Gürtlermeister, 9 Brillenmacher, 7 Macaroni-Fabrikanten etc. etc. – und eine sehr große Anzahl handelnder Personen.“

Nürnberg hingegen schnitt in seinem Urteil erheblich schlechter ab: „Zwar handele es sich um eine schöne und grosse Stadt, die an deutschem Nationalwohlstand eine der blühendsten seyn könnte und wirklich noch Spuren von reichen, glücklichen und arbeitsamen Einwohnern aufzuweisen hat [...]“. Allerdings, so fügt *Heinzmann* hinzu: „Der Handwerksstand ist sonst nicht sehr im Flor und der Arbeitslohn geringe. Die dortigen Zirkelschmide verfertigen gute mathematische Instrumente, sonst aber muß man überhaupt gestehen, daß die Nürnberger Handwerker eben nicht erfinderisch sind, noch viel weniger Ambition haben, etwas neues, schönes, vollkommenes und wohlausgearbeitetes zu liefern, daher auch der Abgang ihrer Waaren überall geringer wird.“

Nicht nur die großen Zahlen sind bei der Geschichte der Gesellenwanderungen wichtig, sondern auch die kleinen. In dieser Hinsicht ist das Verhältnis von acht Fürther Gürtlern zu lediglich einem Nürnberger Berufsgenossen in Leipzig durchaus berechtigt. In Fürth handelte es sich um einen stark wachsenden Beruf: 1814 gab es dort 43 Gürtlermeister, die freilich erheblich unter der Kontinentalsperre gelitten hatten, was wiederum zeigt, dass sie in weite Marktbeziehungen eingebunden waren. 1830 hatte die Zunft schließlich 61 Mitglieder in der Stadt. Der zwischen dem ausgehenden 18. und den drei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sich erstreckende Zeitabschnitt veränderte dieses Handwerk sehr weitgehend, es konnte nur dadurch bestehen, dass es sich neue Betätigungsfelder erschloss, die dann wiederum Schritte in Richtung einer messingverarbeitenden feinmechanischen Industrie nach sich zogen. Fürth war hierfür allem Anschein nach durch-



aus ein geeigneter Standort mit – in kleinen Dimensionen – agilen Gesellen.

Der Zweck des besagten Ratgebers war es, die Ziele einer Wanderschaft klug zu lenken und nützliche Hinweise für die Zeit unterwegs zu geben. *Heinzmann* war keineswegs der erste, der sich dessen befleißigte, es gab Vorgänger im 18. und Nachfolger im 19. Jahrhundert, die dann schon die neuen Verkehrsmittel berücksichtigten. Unverkennbar wandte sich seit dem 18. Jahrhundert das Bildungsbürgertum den Gesellen zu. Zwei Franken, *Karl Friedrich Mohl*, Doktor der Philosophie und Archidiakon in Dinkelsbühl, sowie der Erlanger Philosophieprofessor *Johann Andreas Ortloff*, selbst ein gelernter Handwerker, hatten sich mit Erfolg der von der Königlich-lichen Societät der Wissenschaften in Göttingen ausgeschriebenen Preisfrage zugewandt: „Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgesellen möglich sind, befördert und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden?“ Die Empfehlungen kamen stets aus dem Fundus einer Reisewissenschaft, wie sie während der Aufklärung nicht zuletzt vom Göttinger Professor für Universalgeschichte und Staatswissenschaften *August Ludwig von Schlözer* (1735–1809) inspiriert war. Auf diese Weise wurde dem Wandern der Handwerksgesellen zunehmend ein bildungsbürgerlicher Horizont vor Augen gestellt, der systematisch die merkantilen Fortschritte in den Manufakturen, im Fabrique-Wesen und im Commerz hervorhob, was auch seine Auswirkungen auf die Wanderordnungen hatte, die von der Territorialherren eindeutig aus merkantilistischer Motivation heraus dem Handwerk vorgegeben wurden. Die Festlegung einer bestimmten Anzahl von Wanderjahren und die nachdrückliche Empfehlung bestimmter Ziele nahm sicherlich Wissen aus den Zunfterfahrungen auf, sollten die jungen Menschen dazu bringen, effektiven Wissensimport zu betreiben. So tauchte jene Vorstellung von der Hohen Schule des Handwerks im Prinzip schon in der Fürstlich Oettingen-Oettingischen und Oettingen-Spielbergischen Wanderordnung von 1785 auf, die zum Vorbild für etliche andere gleicher Art wurde. Sie spricht ganz deutlich vom „reichlichen Gewinn“ für

die „in der Fremde angewandten Mühe“, der dazu diene, „für die Ernährung einer zahlreichen Familie sich selbst das süßeste Vergnügen und dem Vaterlande den angenehmsten Dienst zu erweisen“.

Nicht immer waren die gegebenen Empfehlungen richtig, doch die Beurteilung der Verhältnisse in Fürth und in Nürnberg, wie sie *Heinzmann* gab, trafen weitgehend zu, auch wenn er das in Nürnberg immer noch vorhandene und dann auf dem Weg in die Industrialisierung in Nürnberg hervortretende Modernisierungspotenzial nur ungenügend einschätzte.

Das Zusammentreffen von bildungsbürgerlichen Vorstellungen mit dem jahrhundertalten Herkommen der Gesellenwanderungen prägte das Bild von der Walz als einer Art jugendlicher Bildungsreise, deren Nutzen sich unzweifelhaft erweisen werde. Eine solche Ansicht wirkt bis zur Gegenwart nach, gerade weil Bildungsmobilität heute vielleicht zu einem noch höheren Wert wurde, als er jemals war. Daraus können sich Missverständnisse ergeben, wenn man übersieht, dass die meisten der Wandernden unterwegs waren, weil es geboten war, weil dies Generationen vor ihnen auch taten. Für all diese bedeutete die Wanderschaft ein Stück vorherbestimmten Lebens. Dass es mehr sein konnte, dies hing von sehr besonderen Umständen ab, sodass die Gesellenwanderungen dem heutigen Betrachter eher das Individuum in seiner Besonderheit vor Augen führen als eine Massenstatistik der Mobilität. Dies aber muss kein Nachteil sein.

## Literatur:

- Die „Lebensläufe bei St. Michael in Fürth“ erscheinen auszugsweise abgedruckt in: Fürther Heimatblätter seit dem 12. Jahrgang 1962 nach wie vor in unregelmäßiger Folge.
- Rainer S. Elkar: Wandernde Gesellen in und aus Oberdeutschland, in: Ulrich Engelhardt (Hrsg.): Handwerker in der Industrialisierung, Stuttgart 1984, S. 262–293.
- Ders.: Schola migrationis, in: Klaus Roth (Hrsg.): Handwerk in Mittel- und Südosteuropa, München 1987, S. 87–108.

- Ders.: Auf der Walz – Handwerkerreisen, in: Hermann Bausinger, Klaus Beyrer, Gottfried Korff (Hrsg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München 1991, S. 57–61.
- Ders.: Altes Handwerk und ökonomische Enzyklopädie. Zum Spannungsfeld zwischen handwerklicher Arbeit und „nützlicher“ Aufklärung, in: Franz M. Eybl, Wolfgang Harms u.a. (Hrsg.): Enzyklopädien der Frühen Neuzeit. Beiträge zu ihrer Erforschung, Tübingen 1995, S. 215–231.
- Ders.: Feder, Tinte und Papier – ungebrauchte Werkzeuge im alten Handwerk?, in: Hans-Jürgen Gerhard (Hrsg.): Struktur und Dimension. Festschrift für Karl Heinrich Kaufhold, Bd. 1, Stuttgart 1997, S. 274–297.
- Ders.: Lernen durch Wandern? Einige kritische Anmerkungen zum Thema „Wissenstransfer durch Migration“, in: Knut Schulz (Hrsg.): Handwerk in Europa. Vom Spätmittelalter bis zur Frühen Neuzeit, (=Schriften des Historischen Kollegs – Kolloquien Bd. 41), München 1999, S. 213–232.
- Ders.: Bayerisches Handwerk auf dem Weg in die Moderne. 1806 bis 2006, in: Josef Kirmeier u.a. (Hrsg.): Bayerns Weg in die Moderne. Bayerisches Handwerk 1806 bis 2006, (= Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 53/2006), Augsburg 2006, S. 21–36.
- August Gebessler: Stadt und Landkreis Fürth, (= Bayerische Kunstdenkmale Bd. 18), München 1963.
- Johann Georg Heinzmann: Rathgeber für junge Reisende, Leipzig/Bern 1793.
- Gerhard Hetzer (Red.): Wanderstab und Meisterbrief. Rieser Handwerk im Wandel der Zeit 1700–1850, hrsg. v. Verein Rieser Kulturtage, Nördlingen 1986.
- Karl Friedrich Mohl, Johann Andreas Ortloff: Zwei Preisschriften über die Frage: Wie können die Vortheile, welche durch das Wandern der Handwerksgelesen möglich sind, befördert und die dabey vorkommenden Nachtheile verhütet werden?, Erlangen 1798.
- Adolf Schwammberger: Fürth von A bis Z. Ein Geschichtslexikon, Fürth o.J. [1968].
- Sigrid Wadauer: Die Tour der Gesellen. Mobilität und Biographie im Handwerk vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, (= Studien zur historischen Sozialwissenschaft Bd. 30), Frankfurt a.M./New York 2005.
- Rudolf Wissell: Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit, 2. erweiterte u. bearbeitete Aufl., 6 Bde, Berlin 1971–1988.
- Mechthild Wiswe: Gürtler und Gelbgießer, in: Reinhold Reith (Hrsg.): Lexikon des alten Handwerks, München 1990 u. später, S. 110–113.